

## Universitätsgottesdienst am 24.10.21 in der Universitätskirche Marburg

### Predigt zu Mt 10,34-39

Prof. Dr. Angela Standhartinger

Liebe Gemeinde

„Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen.“ Das biblische Lied vom leidenden Gottesknecht fasst Jesu Wirken in Worte. Denn Anteilnehmend heilt Jesus die Krankheiten und treibt Dämonen aus (Mt 8,16f). Mitleidend öffnet er den Blinden vor Jericho die Augen und heilt vom Aussatz (Mt 20,34; Mk 1,40). Mitfühlend vermehrt er Brot und Fische für die Vielen, die zu verhungern drohen (Mk 6,34/Mt 14,14f; Mk 8,2/Mt 15,32f). Einführend begegnet er der Witwe und belässt ihren Sohn nicht im Tode (Lk 7,13-15). Die vielen, die Schlimmes erleiden, die Armen, die Erschöpften und Verlorenen gehen diesem Jesus „an die Nieren“, wie man die Bildsprache im griechischen Verb *splangnizō/σπλαγγνίζω* übersetzen kann. Ihr Leiden kommt in seinem Innersten an, an den Nieren, dem Sitz des Gefühls in der Antike.

So kennen wir Jesus und so hoffen viele auf ihn. Wie es der Hebräerbrief formuliert: „*Wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte mit leiden mit unserer Schwachheit, sondern der versucht worden ist in allem wie wir, doch ohne Sünde*“ (Hebr 4,15)

Wer das Leid der anderen so stark erlebt, braucht Mitarbeitende. Und so sendet Jesus die zwölf Repräsentanten Israels aus, dass auch sie mitfühlend die unreinen Geister austreiben und Krankheiten heilen (Mt 9,35-10,1). Den Text haben wir gerade als Lesung gehört.

Doch dann dies.

Ich lese den Predigttext des heutigen 21. Sonntag nach Trinitatis aus dem Matthäusevangelium im 10. Kapitel (Mt 10,34-39):

„<sup>34</sup>Meint nicht, dass ich gekommen bin Frieden auf die Erde zu werfen. Ich bin nicht gekommen Frieden zu werfen, sondern ein Schwert. <sup>35</sup>Denn ich bin gekommen zu entzweien, einen Menschen wider seinen Vater und eine Tochter wider ihre Mutter und eine Braut wider ihre Schwiegermutter. <sup>36</sup>Die eigenen Hausgenossen sind Feinde des Menschen. <sup>37</sup>Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig, und wer Sohn und Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert. <sup>38</sup>Und wer sein und ihr Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, entspricht mir nicht. <sup>39</sup>Denn wer sein Leben findet, wird es verlieren und wer sein Leben um meinetwillen verliert wird es finden.“

So kennen wir Jesus nicht. Kein „selig die Friedensstifter“ (Mt 5,9), kein „kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid (Mt 11,28).“ Kein, wer zum Schwert greift, soll durch das Schwert umkommen? (Mt 26,52). Sondern: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu werfen, sondern ein Schwert“.

Und doch ist dies die Fortsetzung der Rede, die mit den eben als Lesung gehörten Worten begann: „Und er rief seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen Macht über die unreinen Geister, dass sie sie austrieben und heilten alle Krankheiten und alle Gebrechen“ (Mt 10,1).

Müssen wir hier eine ganz andere Seite Jesu wahrnehmen? Einen wütenden, revolutionären Jesus. Spiegelt sich in diesen Worten Jesu Enttäuschung über seine verstockten Zuhörenden, die jegliche Veränderung ignorieren und aufhalten wollen? Entdecken wir hier Jesu Zorn über die Resistenz der Menschen, die Gottes Aufruf zur Umkehr nicht hören wollen? Frustration über die vielen, die sich abwenden und nicht wahrnehmen wollen, dass es jetzt doch allerhöchste Zeit für Veränderungen ist?

Und wäre das nicht mehr als verständlich? Dass es nicht so weitergehen kann, ist doch offensichtlich. Ausbeutung der Schwachen und Armen, der Kleinen und Ohnmächtigen; Verbrauch, ja Verschwendung aller Ressourcen durch wenige. Das Gericht steht vor der Tür. Die Welt ist am Abgrund. Dein Reich komme bald, lehrt Jesus beten.

Steht also hinter diesen Worten der Aufruf an die Jungen, an die Töchter und Söhne, die als die Einzigen bereit waren sich für Veränderungen einzusetzen? Die Generation ihrer Eltern und Großeltern hatte sich doch längst zu gut eingerichtet. Die Älteren schienen doch zu glauben, dass es zumindest für sie noch reichen könnte.

Jedoch schnell, allzu schnell kann es spät sein. Der Tag Gottes steht vor der Tür. Und dass vor diesem Tag, vor den großen Veränderungen, Familien und Generationen in Streit geraten, sagen schon die biblischen Propheten. Einen, nämlich den Propheten Amos, zitiert Jesus hier, wenn er die Feindschaft in Familien und Hausgemeinschaften anspricht (Am 7,6).

Vielleicht.

Und wenn ja, muss dann dieses Wort nicht unser Bild von Jesus als friedliebenden Boten und Verkünder vom Gottes Friedensreich erschüttern? Bei aller Empathie, die man mit diesem kämpferischen, revolutionären, streitbaren Jesus haben kann, das Wort vom Schwert werfen stört, es verstört. Wie sollen die Jüngerinnen und Jüngern, die mit diesen Worten ausgesendet werden, den Häusern und Dörfern in denen sie gesandt sind, Frieden bringen?

Möglicherweise stammen die Worte jedoch gar nicht vom historischen Jesus, sondern die spiegeln die Erfahrungen seiner Botinnen, die nach Jesu Kreuzigung Mühe hatten, das Evangelium in die Welt zu tragen? Das Wort sollte sie trösten. Jesus hatte all das schon vorausgesagt. Viele Botinnen und Boten Jesu stießen auf ungläubige Ablehnung. Eine törichte und eine gefährliche Botschaft hatten sie im Gepäck. Eine Botschaft, die menschliche Vorstellung von Gott, die Hoffnung auf Gottes Allmacht und Größe durchkreuzt. Kein Wunder, wenn solche Rede und Überzeugung zu Streit und Entzweiung führt, gerade im familiären Nahbereich, zwischen Eltern und Kindern, Nachbarn und Freunden, unter Hausgenossinnen. Das Evangelium fordert, dass man sich positioniert. Kann ein Gekreuzigter Gottes Wirklichkeit in der Welt offenbaren? Ist das noch ein Gott, der die Welt mit starkem Arm befreien kann?

Die Forderung zur Nachfolge ist herausfordernd. Welche Großeltern möchten hören: „Lass die Toten ihre Toten begraben“ (Mt 8,22/Lk9,60)? Welche Eltern, die doch das Beste für ihre Kinder möchten, wollen sich sagen lassen „Wer die Hand an den Pflug legt und blickt zurück, kann nicht mein Jünger oder meine Jüngerin sein“ (Lk 9,62)? Die Jesusüberlieferung enthält viele Worte, die zu radikalen Entscheidungen aufrufen: „Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut“ (Mt 12,30). Es geht immer um Prioritätensetzung. Selbst Jesu eigene Mutter und Geschwister sagen, „er ist von Sinnen“ (Mk 3,21).

Der Aufbruch hinaus aus den geborgenen Nah-Bereich fällt schwer nach 18 Monaten, in denen die Wohnung, die WG, die engste Familie der einzige Ort war, der vor Pandemie und Virus schützen konnte. Möglichst wenige Menschen treffen und wenn dann doch lieber digital. Vor dem Virus schützend zwar, aber resonanzarm mit schwer erkennbarer Mimik und Gestik hinter kleinen Kacheln oder verborgen hinter Masken. Und so sehr die Welt draußen, die unbeschwerte Nähe ein Sehnsuchtsort geworden ist, so schwer kann es sein, sich erneut auf den Weg hinaus aus der Geborgenheit der eigenen vier Wände in die Unsicherheit und Reizüberflutung der wirklichen Welt zu machen. Nach Monaten der Abstinenz anstrengend und fordernd für viele. Doch wer zuhause bleibt, kann sich nicht auf den Weg machen.

Für einige – und das gehört ebenso zur Wirklichkeit – ist die Wohnung, sind Vater, Mutter, Geschwister und Familie kein Schutzraum. In Bezug auf sexuelle Gewalt ist die Familie sogar der gefährlichste Ort, wie alle Statistiken ausweisen. Diese schmerzhaft Erkenntnis ist grausam, weil wir doch gerade von Mutter und Vater, Bruder und Schwester, Oma und Opa am meisten hoffen, verstanden zu werden. Sie kennen uns, sie haben uns groß gezogen und wir haben Jahrzehnte miteinander verbracht. Wir meinen genau zu wissen, was sie fühlen und wir

hoffen darauf, dass sie uns besser als wir selbst verstehen. Und doch wissen wir, diese Hoffnung verwirklicht sich nur leider selten, seltener als wir es uns wünschen, öfter aber wird sie enttäuscht.

Ich bin gekommen zu entzweien, sagt Jesus, und *„Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig, und wer Sohn und Tochter mehr liebt als mich, entspricht mir nicht.“* Der Jesus der matthäischen Aussendungsrede fordert seine Botinnen und Boten auf, die Resonanzräume ihrer Herkunftsfamilien zu verlassen? Warum?

Vielleicht auch weil es einen Unterschied zwischen Empathie und Verschmelzung gibt. Niemand kann ganz im Anderen aufgehen, niemand kann sich vollkommen in jemand anderes einfühlen. Wir nicht in Jesus und vielleicht auch Jesus, jedenfalls wenn wir an den historischen Menschen denken, auch Jesus nicht in diejenigen, die ihn damals nachfolgten. Zur Einfühlung gehört auch die Trennung, muss die Unterscheidung zwischen ich und du hinzukommen. Empathie bleibt nachbildende Annäherung. Um zu gelingen gehört Reflexion dazu. Wenn Empathie keine Selbstverwirklichung an der Stelle der anderen sein will, braucht sie Trennung. Empathie muss sich immer wieder kritisch hinterfragen und hinterfragen lassen, ob sie tatsächlich noch die anderen wahrnimmt oder die eigenen Wünsche, Ängste und Sehnsüchte auf die anderen überträgt. Einfühlung braucht Wahrnehmung der Differenz, braucht Kommunikation.

Dass Erfahrungen und Erleben von dem, was außen ist, was jenseits von mir liegt und was ich nicht beeinflussen kann, mit Leiden verbunden ist, verschweigt Jesu nicht. *„Und wer sein und ihr Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, entspricht mir nicht.“* Passion kommt wie auch Empathie vom griechischen Wort *paschō/πάσχω*, „erleben“, „leiden“ und „erleiden“. Die Passionserzählungen der Evangelien erzählen, wie die zum Kreuz Verurteilten das Kreuz zur Hinrichtungsstätte tragen mussten (Mk 15,28). Sein Kreuz tragen kann ganz wörtlich gemeint sein und auf Martyrium in der Nachfolge Jesu verweisen. Als Metapher ist das Bild vom Kreuz tragen vieldeutig. „Kreuz tragen“ kann heißen: sich zu den Übeltätern und Verurteilten rechnen zu lassen; sich mit den Verurteilten dieser Welt zu solidarisieren? „Kreuz tragen“ kann aber auch die Hoffnung beschreiben, dass auf den Verlust des bisherigen Lebens die Hoffnung auf ein neues Lebens folgt.

Und auch dies ist meint Kreuz. Der historische Jesus wurde unter die Verbrecher gerechnet. Er starb mit ihnen am Kreuz. Diese schmerzhaft Trennung von seinen Freundinnen und Freunden, die damals in Galiläa und Jerusalem bei ihm waren, machte ihn jedoch erst zu dem, den wir heute als Gottes Sohn bekennen. Erst mit Kreuz und Auferstehung wurde er zu dem, der Gottes Selbstoffenbarung in der Welt repräsentiert. Die Trennung im Tod ermöglicht die Auferstehung. Sie ist Bedingung der Möglichkeit der Zeit und Ort überschreitenden Erfahrung der ganz anderen Gottheit, die sich empathisch auf uns und die Welt einlässt.

*„Denn wer sein Leben findet, wird es verlieren, und wer sein Leben um meinetwillen verliert wird es finden, fährt Jesus fort.“* Leben ist nicht was Menschen sich selbst aneignen. Leben ist Gottes Geschenk. Im Griechischen heißt Leben *psychē/ψυχή*, „Seele“. Es ist das Leben, das die Endlichkeit des Körpers überdauern kann und das in Gottes Händen steht.

Wenn wir jetzt, behutsam und vorsichtig aus der Einsamkeit hinter den Computern und den Schutzräumen unserer Wohnungen, WGs und Familien aufbrechen in ein Präsenzsemester und immer weiter in eine hoffentlich bald nicht mehr so sehr von Corona geprägte Welt, so wird diese Welt eine andere sein. Wir werden die Welt neu erleben und aneignen müssen. Wir werden Mitmenschen als Anderen begegnen, neue Erfahrungen mit ihnen machen, uns in sie einfühlen und dabei – wenn es gut geht – auch Neues über sie und uns selbst erfahren. Aufbruch und Begegnungen werden überraschen, schön und bereichernd sein, nicht selten aber auch anstrengend, manchmal schmerzvoll. Wir hoffen dabei auf die Zusage, die Jesus seinen in die Welt ausgesendeten Boten am Schluss seiner Rede gibt:

*„Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.“* (Mt 10,40).

Amen.